

Der Tourismus ist das Spiegelbild der Gesellschaft, von der er sich abstößt.

Hans Magnus Enzensberger

Freizeitgesellschaft

Frage man auf der Straße Zeitgenossen danach, ob sie glauben, in einer *Freizeit-* oder einer *Arbeits-*gesellschaft zu leben, so würden die meisten von ihnen vermutlich antworten, daß es sich selbstverständlich um eine Arbeitsgesellschaft handelt. Da mögen Gesellschaftswissenschaftler und Freizeitpädagogen, Volkswirtschaftler und Demoskopen noch so sehr der Meinung sein, unsere Gesellschaft sei inzwischen eine Freizeitgesellschaft – die meisten Menschen in den Industrieländern leben unter dem Eindruck, daß die Arbeit weiterhin nicht nur eine von vielen, sondern die ihren Alltag schlechthin bestimmende Größe ist.

Das Lebensgefühl der Menschen orientiert sich an der Arbeit

Man könnte es sich leicht machen und den *scheinbaren Widerspruch* zwischen dem Befund der Gesellschaftsanalytiker und dem Lebensgefühl der Menschen damit erklären, daß beide unter Freizeitgesellschaft etwas Verschiedenes verstehen: „Freizeitgesellschaft“ soll Tendenzen beschreiben, die sich in einer noch weithin als Arbeitsgesellschaft organisierten Gesellschaft andeuten. Es ist noch kein Begriff, mit dem sich eine Mehrheit der Bevölkerung spontan identifiziert. Er beschreibt auch nicht einfach bereits Erreichtes, sondern bringt Einstellungsveränderungen und gesellschaftliche Entwicklungslinien auf den Punkt, über die man sich noch gar nicht ausreichend im klaren ist. Im übrigen wollen diejenigen, die diesen Begriff bereits auf die heutige Gesellschaft anwenden, damit nicht sagen, die Bedeutung der Arbeit schwinde, sondern lediglich auf eine festzustellende *Gewichtverlagerung* zwischen Arbeit und Freizeit hinweisen.

Wenn Menschen sich weigern, die Gesellschaft, die sie heute erleben, bereits als Freizeitgesellschaft zu bezeichnen, so muß man sich dies nicht damit erklären, daß die Leute kein rechtes Gefühl dafür haben, über wieviel Frei-

zeit im Vergleich zu früheren Zeiten sie inzwischen verfügen. Auch nicht damit, daß für die meisten Arbeitnehmer Arbeit allemal und noch auf lange Sicht schwerer wiegt als die sich vergrößernde Menge an Zeit, die sie Freizeit nennen. Erwerbsarbeit wird – zumal in Zeiten mit einem vergleichsweise hohen Arbeitslosenanteil an der Bevölkerung – schon deshalb weiterhin als für das Leben der Menschen schlechterdings zentral angesehen, weil sie auch in der Freizeitgesellschaft die entscheidende Grundlage für Lebensunterhalt, Lebensstil und Lebensqualität ist.

Daß der *Freizeitbegriff* von den meisten als gar nicht so zentral empfunden wird, als man dies zunächst vermutet, könnte auch mit der Schwierigkeit zu tun haben, daß dieser auf große Gruppen auch innerhalb der Arbeitsgesellschaft kaum oder nur in eingeschränkter Weise anwendbar ist: Je enger die Freizeit von ihrem Pendant her als Nicht-Erwerbsarbeits-Zeit definiert wird, um so weniger können sich mit diesem Begriff diejenigen identifizieren, die entweder keiner Erwerbsarbeit nachgehen oder nachgehen können oder bei denen zwischen Arbeit und Freizeit nicht so eindeutig zu unterscheiden ist: Hausfrauen kennen bis heute nur in eingeschränktem Maß eine ihrem Arbeitsalltag angemessene Freizeit. Einen Arbeitslosen kann man nicht wegen seiner vielen Freizeit beneiden – wer immer „frei hat“ und dies obendrein noch unfreiwillig, der hat im Grunde keine Freizeit bzw. kann sich über seine viele Freizeit nicht freuen. Oder man denke an die Berufsgruppen, die weniger klar umrissene Arbeitszeiten kennen oder bei denen sich Arbeitszeit und Freizeit nicht sonderlich unterscheiden. Daß wir noch weithin in den Kategorien der *Arbeitsgesellschaft* denken, zeigt sich im übrigen daran, daß wir Arbeit, Beruf und Vollbeschäftigung – trotz aller Bemühungen um Flexibilisierung der Arbeitszeit(en) – immer noch vorrangig in Form von Vollzeitbeschäftigung zu denken gewohnt sind.

Dennoch sind die Indikatoren für eine Entwicklung hin zu einer Gesellschaft, in der die arbeitsfreie Zeit einen

sehr viel höheren Stellenwert einnimmt, als dies bislang der Fall ist, unübersehbar: Mehr noch als die quantitative Abnahme der Arbeitszeit und die entsprechende Zunahme an Freizeit, die ansteigende Reishäufigkeit und das erreichte Gewicht des Freizeitsektors innerhalb der gewerblichen Wirtschaft sind dies *sich langfristig verändernde Einstellungen*: Sozialwissenschaftliche Untersuchungen belegen den verbreiteten Wunsch nach weiterer Verminderung der Arbeitszeit – und zwar selbst dann, wenn damit Einkommenseinbußen einhergehen. Der Wunsch, „sein Leben zu genießen“, nimmt zu gegenüber einem traditionelleren Lebensmodell, das es den Menschen sinnvoll und ratsam erscheinen ließ, sich für eine Lebensaufgabe zu verausgaben. Die Bereitschaft, sich mit dem eigenen Beruf über ein übliches und gefordertes Mindestmaß hinaus zu identifizieren und damit auch zu entsprechenden außergewöhnlichen Leistungen bereit zu sein, nimmt offenbar ab – auch wenn es hier zwischen den verschiedenen Berufstypen nicht unbeträchtliche Unterschiede gibt.

Aus der Restgröße „Freizeit“ wird die Restgröße „Arbeit“

Es scheint damit die Bereitschaft zu wachsen, auf mögliche Karrieresprünge dann zu verzichten, wenn sie mit erheblicher Mehrarbeit, mit erhöhtem zeitlichem Aufwand verbunden ist und entsprechende Folgen für Familienleben und Freizeit absehbar sind. Während es noch nicht lange her ist, daß Freizeit im wesentlichen als bloße Unterbrechung von Arbeit galt, hat es heute den Anschein, als würde die Arbeit als eine mehr oder weniger lästige Unterbrechung der „freien“ Zeit angesehen. Aus der Restgröße „Freizeit“ wurde auf diese Weise – wenn auch nur anfanghaft in Arbeitsstunden meßbar, so aber doch schon im Bewußtsein der Arbeitnehmer vorhanden – die Restgröße „Arbeit“.

Der Einstellungswandel in Richtung Freizeitgesellschaft ist in den jüngeren Generationen naturgemäß stärker als in den älteren: Für die Jüngeren stellt Arbeit – und damit ist nicht einmal nur die eigentliche Erwerbsarbeit gemeint, sondern auch in der Freizeit unternommene arbeitsähnliche Beschäftigung wie Gartenarbeit, Instandsetzungsarbeiten in Haus und Wohnung, entsprechende Hilfen im Bekanntenkreis, in der Nachbarschaft und in der Verwandtschaft – etwas anderes dar als für die Generation der Eltern. Ihnen fehlt die Erfahrung, daß man sich mit der Arbeit immer wieder auch über noch so widrige Lebensumstände hinwegsetzen kann. Die Notwendigkeit, sich anstrengen zu sollen, leuchtet ihnen weniger ein, da ihnen die Zielperspektive des gesellschaftlichen Aufstiegs und des materiellen Zugewinns, aber auch die dringend benötigte Ersparnis durch unentgeltliche gegenseitige Hilfe weniger drängend vorkommt. Sie haben u.U. die starke Bindung der Elterngeneration an ein bestimmtes Arbeitsethos und deren Folgen am eigenen Leib erlebt. Ihnen stand ein viel größeres Angebot an Bildungsmög-

lichkeiten, Hobbys, Unterhaltung, Sport, Reisen zur Verfügung als ihren Eltern – Arbeit spielt insofern für sie notwendigerweise eine untergeordnete Rolle.

Freizeit – ein Wert an sich?

Die Freizeit hat zu einem nicht geringen Teil die Arbeit in einer ihrer zentralen Leistungen beerbt: Freizeit wird zu einem Faktor von Identitätsbildung und Sinnstiftung. Die Arbeitsgesellschaft hinterließ Sinn- und Selbstverwirklichungsbedürfnisse, die das übersteigen, was die Arbeitswelt abzudecken vermag. Nachdem sich viele Hoffnungen im Arbeitsbereich in bezug auf mehr Mitsprache, humanere Gestaltung des Arbeitsplatzes nicht erfüllt und obendrein noch eine Welle der Automatisierung und Anonymisierung die Arbeit nicht attraktiver gemacht haben, verlagert man seine Hoffnungen aus dem Arbeits- in den Freizeitbereich und erträumt sich nun dort, was andernorts an Erfüllung, Selbstverantwortlichkeit, Kreativität und Spontaneität durch Sachzwänge unterbunden wird. Die Freizeit geriet so zum kompensatorischen Gegenstück zu einer Arbeit, die ihrerseits im Gegenzug als immer negativer erfahren wurde.

Freizeit wird so zu einem *Wert an sich*. Jede Zeit kennt gesellschaftliche Teilbereiche, die als für das Ganze exemplarisch erlebt werden, die ihrerseits allgemein anerkannte Lebensmodelle abgeben, an denen der einzelne wie Gruppen sich orientieren: Das *höfische Leben* erfüllte diese Funktion lange Zeit. Weniger weit zurück liegt die Zeit, in der das *Militär* diese Rolle spielte. Heute scheint diese Funktion die Freizeit übernommen zu haben. In der Werbung schlägt sich diese große Bedeutung der Freizeit am anschaulichsten nieder: *Freizeitmode* gibt das Modell ab für die Mode schlechthin, wenn nicht gar die Unterscheidung zwischen einer Freizeitmode und einer Nicht-Freizeit-Mode überhaupt vernachlässigt wird.

Eine der zentralen Beschäftigungen, ob aktiv oder passiv betrieben, der *Sport*, wirkt weit über den Freizeitbereich hinaus geschmacksbildend: Auch der Unsportlichste legt sich mit Attributen, die allgemein als „sportlich“ gelesen werden, ein von Freizeitlichkeit geprägtes Äußeres zu. Die Autoaufkleber mit den Signets bekannter Sportarten oder klassischer Ferienzele wirken wie Bekenntnisse zu gängigen Glaubensgemeinschaften der Freizeitgesellschaft. Wollte man *Lebensqualität*, wie sie eine Mehrheit der Bevölkerung für sich erhofft, näher beschreiben – an erster Stelle rangierten wahrscheinlich mit weitem Abstand Freizeitwerte. Während die Massengesellschaft ganz offensichtlich auf Geschmäcker nivellierend wirkt, von der Freizeit erhofft man den Grad an *Individualität*, der sonst unmöglich geworden ist, obwohl die Dynamik der Industriegesellschaft solche Ausbruchsversuche immer wieder einzuholen bemüht ist.

Aber – und auch das gehört zur Wirklichkeit der sich abzeichnenden Freizeitgesellschaft – Freizeit ist ebenso stark positiv besetzt, wie man ihr zugleich auch mit gro-

ßer Reserve entgegentritt. Der Kontrast könnte nicht größer sein: Der eine klammert sich an die Verheißung eines „Mit-sich-selbst-identisch-sein-Dürfens“ in der Freizeit, wie er es im Berufsleben als weithin unerfüllbar erlebt – der andere ist stolz darauf, keine Freizeit zu kennen bzw. nötig zu haben.

„Unsere Lehrer waren besser ...“

Ein Beispiel für Freizeitkritik ist der fiktive Brief von *Walter Jens* an seinen Sohn Christoph (vgl. *Hans Haider* [Hg.], *An mein Kind. Briefe von Vätern*. St. Pölten – Wien 1984, 151 ff.), in dem er u. a. seinen Lehrern diejenigen seines Sohnes gegenüberstellt: „Vergleiche ich meine mit Deinen Lehrern, dann muß ich sagen: Unsere waren besser. Nicht klüger, aber besser ... Es ist schon ein Unterschied, ob Du Lehrer vor Dir hast, die besessen von ihrem Beruf sind, ja ihn für den königlichsten unter allen halten, oder ob da eher verdrossen wirkende Gestalten am Werk sind, die Schulstunden mit Abwesenheit von Freizeit identifizieren.“ Auch wenn es früher unter den Lehrern manche „schrägen Vögel“ gegeben habe; „Gerade sie hatten Spaß an ihrer Disziplin, arbeiteten auch in den Ferien und vermittelten uns am ersten Schultag nach der Sommerpause das Gefühl: Eigentlich ist es gut, daß es wieder losgeht.“ Heute dagegen: „Der vollgepackte Caravan ... am letzten Schultag vor dem Portal, die Lehrersfamilie im Fond ungeduldig versammelt – und dann ab nach Spanien, Jugoslawien, Griechenland.“

Schließlich warnt Jens seinen Sohn geradezu vor der Freizeit als einem *Hindernis zu wirklicher Kreativität*, wenn er ihm zum Schluß den Hinweis mit auf den Weg gibt, „daß eine soziale und humane Gesellschaft nur durch arbeitsame und kreative Meister, aber nicht durch Lehrlinge erschaffen werden kann, denen es um Maximen von Freizeit zu tun ist“.

Verlängerung eines veralteten Arbeitsethos, berechnete Befürchtungen gegenüber einer Gesellschaft, die ihrer eigenen Freizeit-Besessenheit auf den Leim geht, oder elitäre Verachtung der Freizeitgesellschaft als Massengesellschaft? Schul-Latein à la Heinrich Spoerl („Feuerzangenbowle“) oder „gefährliche Erinnerungen“ für eine von Kopf bis Fuß auf Freizeit eingestellte Gesellschaft?

Wie auch immer. Glücklicherweise, wer die Hoffnung haben darf, einmal einen Beruf auszuüben, in dem er nicht nur arbeitsam, sondern darüber hinaus auch kreativ sein kann – die Mehrheit der Zeitgenossen hofft derweil auf die Freizeit, um wenigstens außerhalb der Arbeitszeit ihren Wünschen nach Kreativität nachgehen zu können. Beide Vorstellungen geben indes keine ausreichende Basis für das Verhältnis von (Erwerbs-)Arbeit und Freizeit in einer Gesellschaft, die Zukunft hat. Im einen Fall wird der Mensch halbiert nach der Devise: Deine als wenig sinnträchtig erfahrene Arbeit vergelten wir dir mit viel Freizeit; beschwer dich nicht über das eine, sondern genieße das andere. Die Befriedigung, die ein Arbeitnehmer in seiner Arbeit erfährt oder nicht erfährt, hängt je-

doch eng mit dem Lebensgefühl in seiner Freizeit zusammen – und umgekehrt. Eine Arbeits- und Berufsauffassung, wie sie aus dem Jenesschen Brief spricht, mag demgegenüber für Minderheiten und Eliten angemessen sein – gesamtgesellschaftlich hätte sie verheerende Auswirkungen. In einer Arbeitsgesellschaft, der die Arbeit ausgeht, hilft man den Arbeitnehmern nicht dadurch, daß man ihnen das Aufgehen in der Arbeit als Ideal hinstellt.

Die übersteigerten Erwartungen wie auch die latente Verachtung der Freizeit könnten letztlich damit zu tun haben, daß man sich falsche Vorstellungen von dem macht, was Freizeit in einer Freizeitgesellschaft bedeuten kann: Je größer das Zeitbudget für die Freizeit sein wird, desto weniger wird man diese Zeit einfachhin mit den Tätigkeiten identifizieren dürfen, die man traditionell mit diesem Begriff verbindet – die Welt zwischen Surfbrett und Skiabfahrt, zwischen Campingplatz und überfüllten Stränden. Je mehr Zeit langfristig nicht für die Erwerbsarbeit reserviert bleibt, desto mehr wird sich *die Freizeit selber verändern*. Die Freizeit in einer 30- oder 25-Stunden-Arbeitswoche ist nicht einfach eine Verlängerung der Freizeit aus den Zeiten der 44-Stunden-Woche. In dem Maße, in dem der Freizeit-Anteil wächst, werden neue Aktivitäten Teil der Freizeit werden, Aktivitäten, die der herkömmlichen Erwerbsarbeit nicht unähnlich sind – nur ohne oder mit einer geringeren Bezahlung. Aktivitäten jedenfalls, die durchaus nicht einfach unter Privatismus-Verdacht stehen müssen.

Ist das Wort „Freizeit“ noch angemessen?

Freizeit (wenn dies Wort dann überhaupt noch angemessen ist) – darunter könnten in Zukunft mehr denn je auch Tätigkeiten fallen, an denen man sogar gesamtgesellschaftlich und volkswirtschaftlich ein Interesse haben müßte: *ebrenamtliche Funktionen* auf verschiedenen Gebieten des kulturellen, sozialen, auch des kirchlichen Lebens, Aufgaben in der Nachbarschaftshilfe, der Sozialpflege, der Altenbetreuung, des Umweltschutzes, auch (bezahlte) Dienstleistungen in Randbereichen des Handwerks, die z. T. heute schon für manche unbezahlbar geworden sind. Es gibt mehr „ungetane Arbeit“ (*Burkhard Strümpel*), als man es sich bislang vorstellt. Die Zeit von Wachstumseuphorie und Wirtschaftswunder hat vieles verkümmern lassen, was nicht im Stile vollbezahlter Erwerbsarbeit zu organisieren ist.

Eine Freizeitgesellschaft der Zukunft muß jedenfalls nicht eine Gesellschaft sein, die es verlernt hat zu arbeiten, in der Generationen heranwachsen, die sich durch Passivität, Desinteresse in öffentlichen und sozialen Belangen auszeichnen und die ihre Sinnerfahrungen nur mehr auf der Fahrt in südliche Touristenzentren, auf dem Segelboot oder dem Tennisplatz machen. Damit es dazu kommen kann, braucht es aber zunächst noch eine Desillusionierung über die Hoffnungen, die sich traditionell an den Wert „Freizeit“ heften. *Klaus Nientiedt*